

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337685](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337685)

# Die Sonne bringt es an den Tag.

Ein Landbriefträgerstückchen v. Hugo Bingler.

Vergeblich wartete der Postverwalter Fröhlich in S. auf eine Beschwerde, daß der Landbriefträger Speckesser seine Briefe und Bettungen nicht pünktlich bestelle. Ja, der gewissenhafte Amtsvorsteher hatte schon immer das Empfinden, daß er dem dicken Postboten unter keinen Umständen trauen dürfe. Wie

hat er, als er vor Jahresfrist das Amt übernahm, die Augen aufgerissen beim Anblick dieses Wündertiers von einem Postangestellten. Und als er hörte, daß der Mann noch Speckesser hieß, — nein, da hatte er zuerst nicht anders vermuten können, als daß ihm dieser Name von einem Spatzvogel angehängt worden sei. Aber in den Personalakten stand's richtig: Friedrich Speckesser. Der Mann verstand es offenbar wie kein zweiter, seinen Namen Ehre zu machen. Daß ein Kaiserlich deutscher Landbriefträger, 30 Jahre im Dienst, 50 Jahre alt, so dick sein konnte,

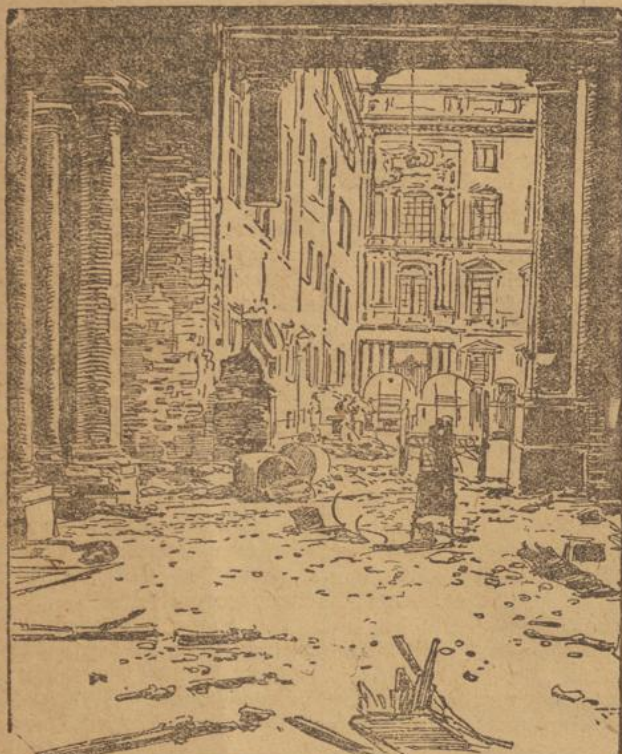
war jedenfalls noch nie dagewesen. Der reinste Spott auf die weltbekannte Hungerleiberei und Schinderei bei der Deutschen Reichspost. Der Vorgänger des Postverwalters hatte Fröhlich's Verwunderung über dies Post-Wunderthier noch mehr Berechtigung verschafft durch die Kunde, daß der Kleiderlieferer vor einigen Jahren die Maßliste mit der Anfrage zurückgeschickt habe, das müsse doch wohl ein Verbum sein: 135 Zentimeter im Bund? Aber das Allerunglaublichste war die Schnelligkeit, mit der dieser Speckesser die größte Tour, die es auf dem Schwarzwald geben konnte, zurücklegte. Die Kollegen von Speckesser, sämtlich Windel-

dürr, brauchten für die gleiche Tour alle zwei Stunden mehr, als dieser Dickf. . ., mit Respekt zu sagen. Nur durch irgend eine Unregelmäßigkeit, durch ein Umgehen von Schwierigkeiten oder eine List, die dem Schlitzhängigen sehr wohl zuzutragen war, konnte Speckesser in so viel kürzerer Frist, als die andern, den beschwerlichen Weg machen: durch das lange Böllental, Ober-, Unterböllen, Wildböllen zum Belchen, zu den vielen Höfen hoch an den Berghängen, in den Löchern, Mulden oder im Wald versteckt.

Dem Manne auffällig einmal nachgehen? Vorerst wollte der Postverwalter mit diesem Mittel noch warten. Auffällig erschien es ihm, daß die Kollegen von Speckesser sich auch nicht wollten denken können, womit Speckesser diesen Vorsprung erzielte. War es denn möglich, daß der Dickf sie alle so gründlich zu täuschen verstand? Oder wollten sie ihn nicht vertragen?

Heranzubringen wird es auf alle Fälle sein. Über kurz oder lang muß unfehlbar eine Beschwerde einlaufen; von den gutmütigen Bauern ja nicht, aber von einem der Herren Lehrer, die ja wohl auch hier wie überall Raß und Maulspielen mit dem lieben Intelligenzblatt aus der Residenz.

Um die Frühjahrszeit herum war Speckesser einmal zwei oder drei Wochen lang ungefähr um die gleiche Stunde heimgekommen wie die übrigen, die im Bezirk abwechselungsweise zu stellen hatten. Und dieses spätere Eintreffen erfolgte, ohne daß der Postverwalter eine Silbe des Mißtrauens gegen den Unterbeamten ge-



Von den Berliner Revolutionskämpfen.  
Der zerstörte Eingang des Schlosses (Innenansicht).



Äußerer hätte. Mit dem Postgehilfen hatte der Postverwalter einmal darüber gesprochen. Da hatte der junge, kluge Herr mit der Weisheit seiner Naturgeschichtelehrer aufgewartet, das Fett habe im Frühjahr ein höheres spezifisches Gewicht . . . ja, und sie hätten auch einen Mann als Nachbar gehabt, der trotz seiner 2½ Zentner rennen konnte wie ein Igel.

„Herr Wagner“ — so hieß der Postgehilfe —, „mit dieser Weisheit richten Sie bei der Post nicht viel aus; aufpassen, das ist die Hauptsache.“

„Ja, aber, Herr Postverwalter, beim Herrn Speckesser bekommen die Leute ihre Sachen doch früher als bei den andern, da wird sich doch niemand beschweren?“

„Unsinn! Man sieht, daß Ihnen der richtige Begriff vom Postdienst abgeht. Da kommt übrigens unser Fettfleck oben die Straße herab. Na, schon wieder zurück trotz des schlechten Wetters?“

„Jawohl, Herr Postverwalter.“

„Haben Sie auch alles bestellt?“

„Alles, Herr Postverwalter.“

„An den Empfänger selbst?“

Der Amtsvorsteher hätte unbedingt diese Frage wiederholen müssen, denn die Antwort hatte ob dem Zuschieben der Tischschublade nicht ganz deutlich „Ja“ gelautet. Rasch hatte der dicke Schnelläufer dann seine Bareinnahme und Rückschriften abgeliefert, seine Milche wieder vom Haken genommen und mit einem fetten „Guet Nacht, Ihr Herren“ das Posthaus verlassen.

„Ich laß mich doch nit ansfrage“ bruddelte er unterwegs vor sich hin. „Wie der e Sach g'nau nimmt. Dem Alten war ja alles recht, wenn's nur gangen ist. Saba, beschweren tut sich keiner, nit einmal der Schulmeister.“ Mit diesem tröstenden Gedanken war der dicke Speckesser nach Hause gekommen, und nun saß er schon wieder auf dem Dreibein und schlug mit kräf-

tiger Hand Holznägel in die Sohlen eines Mannsbildschuhs; in zwei Stunden hatte er schon wieder 1.80 Mark verdient. Ja, es bedroht sich, den Dienst abzukürzen, es verlohnt sich. Klapp di Klapp!

Der heiße Sommer ging seinem Ende zu, als endlich der Postverwalter Gelegenheit hatte, mit einigen bekannten Herren des Städtchens eine längst ausgemachte Tour auf den schönsten der Schwarzwaldberge, den stolzen Reichen, auszuführen. Es war geplant, durch die Mulden dem Riesen auf den Leib zu rücken und dann durch das weitgestreckte Revier Speckessers, über Wildbollen, Bollen nach Schönau zurückzukehren.

Schon spät am Nachmittag war es, als man frohgelaut über die herrliche Tour, dem Zinken Wildbollen zusteuerte.

„Jetzt tät ich gern nochmal einen genehmigen“, schlug plötzlich der Sprechapparat des Herrn Bahnvorstehers an. „Gibt's denn da nit zu trinken?“

„Am Ende dort“, tröstete der Herr Oberlehrer und wies auf ein altes Schwarzwalddhaus, das ganz abseits stand. Ein vom Dach hängendes Gebilde nach Art, wie sie die Kinder als Hühnerhoffspielzeug aufstellen, deutete darauf hin, daß hier ein Gasthaus zur Einkehr lade. Ein kleiner Fußweg führte zu einer rauchgeschwärtzen Tür, deren oberer Teil offen stand. Auf der einzigen Stufe saß ein nur halb bekleidetes, gesundes, sonnengebräuntes Schwarzwaldbind, das schleimigt aufstand, um der Mutter den erwarteten „Herren“-Besuch anzumelden.

„Ein Glas Milch, eine Flasche Bier, ein Eierchmarren!“

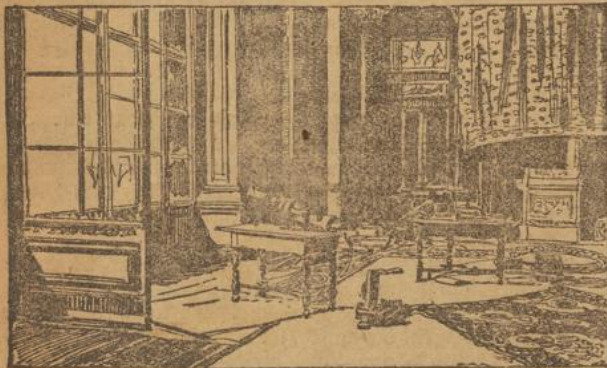
„Guet, guet,“ so befahl und antwortete es durcheinander, als die kleine Gesellschaft an dem massiven, blanken Eichentische saß im gemütlichen Herrgottswinkel. Grell leuchtete das Abendrot zu den Butzenscheiben herein, gerade auf den biden Laib Brot auf dem Tische.

Einförmig, in echter Wäldergermütlichkeit ticktatte die alte Uhr an der Wand.

„O, welch ein herrlicher Bild hinunter ins Böllental! Bis hinüber zur Wiese sieht man! Wahrsch, ein prächtiges Revier, das vom Speckesser!“

„Das Brot wollen wir doch aus der Sonne legen, auf das Schränkchen hinüber.“

„Halt, Herr Oberlehrer, zuerst ein Stück zum Versuchen! Nit Besseres gibt's, als so Schwarzwaldbauernbrot. Mir von diesem Brot, Frau Wirtin, kein weißes! Ah, fein! Haben Sie auch Speck dazu? Gesundheit meine Herren! Auch



Von den Berliner Revolutionskämpfen.  
Maschinengewehre im Pfeileraal des Schlosses.



„Gnien gilt's, Herr Oberlehrer, mit Ihrem  
reissen Naturtraut!“

„So, schmeckt ene das Brot?“

„Selbst gebaden? Natürlisch!“

„De, das glaub ich.“

„Nacht's ihm denn nig, wenn mans so in  
Sonn' legt?“

„Inferem Brot nit!“

„In der Stadt bekommt man oft faires  
der schlecht gebadenes Brot.“

„Mir ist's noch nie vergraten, auch die  
dern Sache nit. Bloß einol . . . Noch e  
las Milch? . . . Bloß einol.“ begann nun  
e gesprächige Frau wieder, als sie dem Herrn  
berlehrer das zweite Glas Seifenbrunnen ge-  
acht hatte, „meine, do ich mer's gange. An  
fnacht isch't's g'wese. Da hab ich wolle Hefe-  
echst bade; mit Tochter, wo lang in der Stadt  
(gewesen) isch, hat mer e wol verzellt (erzählt)  
wu, aber me müest extra feine Preßhese habe  
zu, wo me im Städtli bin Kaiserbad kriege  
t. Aber 's isch selli Bit grad  
eme ins Städtli komme, drum  
h i em Briefbott, wissener, dem  
te, wo alli Tag unte vorbei lauft,  
reit, er müest so gut si un mir  
labe r W Pfennig Hese mitbringe bin  
eiserbad.“

Wie spitzte der Postverwalter jetzt  
auf die Ohren.

„Wissener, um e Glas Brennz  
knaps) hat er's gern tue. Wu-  
m au nit? Aber gar nig sin  
Küchle wore. Der Briefbott  
t so jedesfall nig dazür könne.  
No e Flasche Bier? — Sol  
o bin i jek stede blibe? Also,  
woni also 's Mehl mit Wasser  
riehrt gha ha, tuen i deno (dann)  
s us dem Dütki ni, de Hese also.  
er so Hese hab in no nie feini  
h ghet. Krat, wie Guzeli het  
usghehne, wo me de Kinderli

Der Postverwalter sperrte nun  
noch den Mund auf.

„Meine Sie, er sei gange, der  
ig? Mit e Santimeter hoch  
der ganz Prängel isch steibert  
re. Die Tropfli sin drin gsteckt  
v' Kiesel im Bode. 's Brot  
te, wie glagt, isch mir no nie  
grote, aber Hefeküchli, des isch  
t doch e größeri Kunst.“

„Wann war das, Frau Linden-  
tin?“

„Gnau in der Woch vor Fas-  
st.“

„Kann am End eine Verwechslung  
gekommen sein mit der Hese?“

„Herr, Ihr könne recht ha, aber, nei, i glaub  
doch nit, sunst hätt mir's der Briefbott doch  
glait.“

„Ha, Ha! — Meine Herren, wir wollen doch,  
bevor es spät nachts ist, heimkommen, also heißt  
es jetzt, aufbrechen.“

„Gang, Theresli, zeig dene Herre de Weg,  
d' Matte nah, dort ist's e bißle näher. Also,  
guet Nacht, ihr Herre, komme guet heim.“

Der Herr Postverwalter sieht nichts mehr  
von der herrlichen Umgebung. Er wendet sich  
nicht um, wie die beiden Begleiter, um wieder  
und wieder zum Belchen hinaufzuschauen,  
dessen Spitze in den Abendhimmel ragt wie eine  
goldene Kuppel. Nein, der strenge Beamte  
sucht von neuem Licht in eine Angelegenheit zu  
bringen, die ihn schon so lange beschäftigt, und  
zu dieser Untersuchung braucht er angestrengtes  
Nachdenken. „Bringt's die Sonne an den  
Tag?“ Bei der Lindenwirtin ihrem Brot, nei  
ihren verunglückten Hefeküchlein, zweifellos, d



Von den Berliner Revolutionskämpfen.  
Zerschossenes Zimmer im Schloß mit Maschinengewehr am Fenster.



beginnt der Faden, an dem er, der Vorsteher Speckessers, weiter tasten muß, um herauszubringen, wie unverantwortlich leichtsinnig dieser dicke Landbriefträger lange Jahre schon seinen Dienst versteht. Dieser Irrtum mit den Guzeln statt Hefe? Wie kam der Postbote zu Süßigkeiten? Sollte er sie schon vom Bäcker unrichtig bekommen haben? Oder waren sie für jemand bestimmt? In immer ernstere Falten legte sich das Antlitz des Postverwalters.

Eben hatte der Herr Bahnverwalter den sinnierenden Verkehrskollegen erreicht. „Ich mücht nit Landbriefträger sein da hinten, trotz der schönen Gegend. Sehen Sie mal die Strecke da hinauf zu dem Hofe. Muß er da jeden Tag hin? Dieses ganze Tal soll ein Mann bestellen? Ist entschieden zu viel.“

„Meinen Sie, Herr Kollege vom Flügelrad? Kennen Sie ihn denn, unsern Schmalzhafen? Dem geht's nit schlecht. Kann aber sein, daß er es bald weniger gut bekommen wird.“

„Wieso?“

„Glaube heute was Wichtiges entdeckt zu haben. O, o, wenn man noch so streng ist, man wird einfach hintergangen.“ —

Welch ein aufregender Tag für das nachgeordnete Personal des Postamtes, der Montag nach der Tour des Postverwalters auf den Belchen. So hitzig, so nervös fuhr der Amtsvorsteher auf die geringste nebenfächliche Ungehörigkeit los, daß es kaum auszuhalten war. Und morgens in aller Frühe schon hatte er dem Speckesser sagen lassen, er habe sich heut abend sofort nach Rückkunft vom Bestellschiff unverzüglich bei ihm, dem Postverwalter, zu melden.

„Herrgott, ob er's am End jetzt heraus hat? Es kann auch was anders sein. Er war gestern im Tal. Wer es ihm gesagt hat? Früher kommen werd ich heut nit, sonst sieht's aus, als ob ich Augz' hätt. Nein, lasse mer die Sach an uns herankommen, den Kopf fest's nit.“ So ging es dem Bolkentaler Briefboten bald matt, bald heiß durch den Sinn, als er von Haus zu Haus sein weites Bestellschiff mit schweren Schritten abmaß. Aufmerksam horchte er da und dort in ein paar zusammenstehende Bauern oder in eine Kindereschar hinein, ob er etwas erfahren könnte, wieso der Herr Postverwalter ihm auf die Spur gekommen sein mag, wenn es überhaupt wegen des Bewußten war.

Innerlich ein wenig zag, aber fest, betrat der Zweieinhalbzentnermann, von der Tour zurückgekehrt, das Bureau des Amtsvorstehers.

Es ist allemal ein wichtiges Ereignis auf einem kleinen Postamt, wenn ein Beamter oder Unterbeamter zur Audienz oder zur Berathol-

gung eines Schnapfes zum Bestrengen befohlen wird.

„Herrgott, wenn man hören könnte, was da drinnen vorgeht.“

Ein übers andere Mal fuhr der Postgehilfe Wagner beschwichtigend mit der Rechten in die Höhe, wenn der Briefträger Lehmann ihm Bemerkungen zutragen wollte. Aber man hörte auch in nächster Nähe der Tür nichts als einige unerklärliche, scharfe Laute und dann — war's möglich? — zumal ein lautes Aufschauen des Postverwalters, dann ein Gemurmel und eben geht die Tür auf und der glühende Bolkentaler Speckesser erscheint. Die Tür schließt sich wieder und drinnen erneutes, wiederholtes Lachen, lautes, helles Lachen des Amtsvorstehers, mindestens eine Viertelstunde andauernd und langsam in ein kaum noch vernehmbares Rischen übergehend.

„Was ist denn passiert, Speckesser?“

„Nix! Laßt mich in Ruhe!“ Diese unwillige Antwort galt sowohl dem Briefträger als dem Herrn Postgehilfen, die natürlich alsbald Speckesser genakt waren, um ihn auszufragen. „Wegen was war's denn? Hat der Postverwalter nicht gelacht?“ Das einzige, was die beiden noch zu hören bekamen, war: „E Dummerwetter soll in die Linde . . .!“ Dann war der Dicko durch die Türschwelle verschwunden.

Und drinnen lacht der Amtsvorsteher immer noch vor sich hin. „Ja, ja, die Sonne bringt es an den Tag. Nun wird er endlich ordnungsmäßig verlaufen, der Betrieb im Bezirk des dicken Landbriefträgers. Ob er nun nicht einig Pfund von seinem Speck verlieren wird? Schade den kann's ihm nix, ebensowenig wie die Ordnungstrafe, in die er von rechts wegen genommen werden muß.“

Aber was hatte er denn verbrochen, der Landpostbote von Bollen? Gleich wird der geehrte Leser erfahren, wenn er es nicht schon ganz geraten haben sollte.

Als am nächsten Tage Speckesser sich dem Postweg, der zum Glaserhof führt, näherte, stehen wie gewohnt, die kleineren Buben und Mädchen des Hofbauern dort, um die Post und ihren Hilfsbriefträgerlohn — einige Guzel — in Empfang zu nehmen. Aber — was ist das — heute geht der Postbote wüsten Blickes an ihnen vorbei. „Nix dal Macht, daß ihr weiterkommt! Geld, so hat er gesagt? Tragt er die Post selber hinauf? Aber wahrscheinlich nur heut, morgen wird's schon wieder Guzeln gebe.“

Aber es gab keins mehr, nie, nie mehr. —

„Was, tumme Ihr selber nauf? Wege der Zeitung?“



„So, so, 's isch anders hüt. 's isch kumme vu  
obe, mir müsse jehz alles selber abgeh. Mer  
berfe nig meh durch d' Kinder b'forgen loh.“

„Ei der Luffig. Das wird Euch aber z'schaffe  
wache. Do, stärke Euch gli e wenig.“

„Dankschön. So, Adje.“

„Adje Briefbot.“

„Herrgott, ob i das anshalte werd? Un mi  
Schmüere dabeim! Do hört's Verbiene uf.  
Aber 's g'schieht me recht, warum hab i felle  
mol die Dütli (kleinen Düten) verwechelt.“

Ja, ja, der Landbriefträger Speckesser, der  
hatte es auf gar ischlaue Weise verstanden, seine  
Tour abzukürzen. Als der neue Postverwalter  
die strenge Mahnung erließ, daß bei empfindlicher  
Strafe ja alles an den Empfänger selbst bestellt  
werden müsse, da war der arme Dicke rasch auf  
den Einfall gekommen, den Kindern im Bollen-  
thal, damit sie brav die Sachen heimtragen und  
aber auch still seien, Guzele, Tropsle zu kaufen.  
Jeden Tag verteilte er eine schöne Handvoll an  
die frohe Jugend im Bollenthal. Aber einmal,  
da war ihm was Schlimmes passiert, eine droh-  
lige, aber auch gefährliche Verwechslung. Da

hatte er auf die Maidlein und nicht auf das  
Dütli geschaut und den Kindern der Glaserbürt  
statt Guzele — die Brekhefe gegeben, die für die  
Lindenwirtin bestimmt gewesen war. Wie leicht  
hätten die armen Geschöpfe an dem giftigen  
Zeng sterben können. Aber es hatte ihnen nichts  
geschadet. Bloß waren sie acht Tage an einem  
schrecklichen Leibweh im Bett gelegen. Die  
Bäuerin hat gesagt, sie hätten die Sucht. Un-  
glücklichlos nahmen sie später immer wieder die  
Guzele aus der Hand des freundlichen Brief-  
boten entgegen, nachdem sie sich natürlich jedes-  
mal überzeugt hatten, daß es keine von der  
schlechtesten Sorte mehr waren. Sie hätten gar  
zu gern dem lieben Postboten die Zeitung und  
Briefe weiter besorgt für die feinen Guzele, die  
er ihnen brachte.

Wer weiß, wie lange der dicke Speckesser sich  
durch diesen Kniff noch seinen Dienst hätte er-  
leichtern können. Da muß'e nun der Postver-  
walter unglückseligerweise in die Binde in Wild-  
hölle geraten, er, der seine Herr, in diese  
Bauernwirtschaft, und dort die Geschichte von  
den verunglückten Hefeküchlen erfahren.

Die Sonne bracht's halt an den Tag.

## Die zehn Gebote der Pflanzenvermehrung durch Stecklinge.

Von Gartendirektor A. Janson.

1) Bedenke, daß der Steckling der Anfang  
eines neuen Lebens ist und daß er getrennt  
alle Eigenschaften der Mutterpflanze, von  
der er genommen ist, die guten wie die schlech-  
ten, vererbt.

Deshalb schneide nur von jenen Pflanzen  
Stecklinge, die sich durch Gesundheit, Schönheit,  
Reichblütigkeit oder guten Früchteansatz aus-  
zeichnen haben.

2) Du sollst Stecklinge im Frühling schneiden  
und pflanzen, denn sie bewurzeln sich am leicht-  
esten, da alles in der Natur zu neuem Leben  
erwacht.

3) Du sollst nicht Triebe als Stecklinge ver-  
wenden, die übermäßig weich, also unreif sind,  
auch sollen sie nicht geil sein, wie es die von  
solchen Mutterpflanzen sind, die zu warm und  
dunkel überwintert wurden, denn diese faulen  
im Erdreich.

4) Du sollst die Blätter an der unteren  
Hälfte des Stecklings ganz entfernen, indem  
du die Blattstiele dicht am Stengel durchschnei-  
dest. Sind die Blätter groß, werden die am  
Steckling verbleibenden zur Hälfte gekürzt, wo-  
bei nur die Herzblätter verschont bleiben.  
Denn eine Ueberfülle von Laub bedingt viel  
Wasserverbrauch und führt zum Verdoeren.

5) Du sollst nur mit einem scharfen Messer  
arbeiten, nicht mit der quetschenden Schere;  
auch soll der Steckling unmittelbar unter dem  
letzten Knoten durchgeschnitten werden. So  
bewurzelt er sich am schnellsten und voll-  
kommensten.

6) Du sollst nur sehr lockere, mit viel Fluß-  
sand vermengte Erde benutzen und den Stecklings-  
löpfen guten Abzug durch Scherbeneinlage geben.

7) Du sollst die Stecklinge nicht zu tief pflan-  
zen, sondern so, daß sie etwa nur 1 Zentimeter  
tief sich im Erdreich befinden; denn zur Be-  
wurzlung bedarf es einer guten Durchlüftung  
des Erdreiches, weshalb auch das sandige,  
lockere Erdreich verwendet wird.

8) Du sollst nur mäßig begießen, aber viel  
weizen; denn zu feuchtes Erdreich führt zum  
Verfaulen desselben, während das Bespritzen  
die Wurzelbildung erleichtert.

9) Du sollst den Stecklingen keine Töpfe  
geben, weil sie einstweilen nur wenig Nahrung  
und Wasser verbrauchen und ständiger Ueber-  
schuß das Erdreich sauer werden läßt.

10) Du sollst vom Pflanzen des Stecklings  
an nicht Mittagssonne, wohl aber im übrigen  
viel Licht gewähren, denn Licht ist das Leben-  
element der Pflanze.



## Tierzuchtfragen.

Von Bez.-Tierarzt Spang, Schönau.

Der Krieg hat mit rauher Hand in die Tierbestände aller Gattungen eingegriffen.

Die Zahl der Pferde, welche während des Krieges im Inlande sehr gering war, hat durch die Demobilisierung wieder eine beträchtliche Höhe erreicht. Da die Pferde zurzeit sehr hoch im Preise stehen, ist die Zahl der Züchter gewaltig in die Höhe geschossen, so daß wir bald wieder normalen Verhältnissen entgegengehen, trotz der großen Zahl der an die Feinde abzuliefernden Tiere. Wir dürfen uns dabei aber nicht verhehlen, daß es mit der Einheitlichkeit der Pferdezücht in den einzelnen Gegenden für längere Zeit vorüber sein wird. Denn zur Zucht werden die verschiedensten Rassen aus allen Weltteilen benutzt. Das läßt sich zur Zeit leider nicht ändern. Zunächst gilt es, die Pferdebestände zahlenmäßig wieder so hoch zu bringen, daß der Gebrauch gedeckt ist, und dann erst wird die Zuchtwahl wieder in vollem Umfange einsehen müssen.

Bedenklicher steht es schon mit der Rindviehzucht. Hier handelt es sich nicht nur um Arbeitstiere, sondern auch um die Fleisch- und Milchlieferanten. Durch den großen Bedarf an Milch und Fett hat man die Kühe bis heute möglichst geschont und meist Jungvieh zum Schlachten abgeliefert. Es fehlt also hauptsächlich an jungen Milchkühen, was sich auf Jahre hinaus in der Milch- und Butterproduktion geltend machen wird, da bekanntlich junge Kühe nicht das Quantum Milch liefern, wie solche mit dem 4. oder 5. Kalb. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme! Dazu kommt der weitere Umstand, daß wir an die Feinde allein 420 000 Milchkühe abliefern sollen und daß im Inland zur Ernährung der Bevölkerung in den Städten immer noch die Ablieferungsspflicht für Schlachtvieh — wenn auch in geringerem Umfang — besteht. Dadurch kann der Rindviehzüchter eigentlich noch gar nicht recht daran denken, seine Viehbestände wieder auf den Stand vor dem Kriege zu ergänzen. Wir müssen aber baldigst daran gehen und versuchen, die eigene Milchproduktion auf ein Höchstmaß zu bringen. Dabei spielt eine wesentliche Rolle die Milchleistungsfähigkeit des einzelnen Tieres. Man sagt zwar, die Kuh milcht durch das Maul. Dieses Sprichwort hat aber nur bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung. Man kann zwar durch Kraftfuttermittel (Rörner, Mais etc.) die Milchmenge des einzelnen Tieres hinaufreiben, damit wird aber das betr. Tier noch nicht ein gutes Milchtier. Gute

Entwickelung, feine Haut, dünne Hörner sind im allgemeinen günstige Anzeichen für ein gutes Milchtier. Kein rationeller Züchter wird heute noch Kälber zur Zucht aufziehen, die nicht von guten Milchkühen abstammen. Denn es ist bei einer größeren Anzahl von Milchkühen im Stalle nicht einerlei, ob jede derselben 10 oder 12 Liter täglich oder nur 6—8 Liter täglich liefert. Das macht im Umlauf eines Jahres für einen Stall ganz gewaltige Mengen aus, die bei der Rentabilität des Betriebes schwer ins Gewicht fallen. Aber nicht nur das Muttertier spielt bei der Auswahl eine Rolle, auch bei den männlichen Zuchtstieren spricht der Züchter von Milchzeichen. Man wird auch hier auf Abstammung von guten Kühen, auf feine Haut, feine Hörnerbildung, dünnen Schwanz etc. schauen, weil eben diese Dinge erfahrungsgemäß dafür sprechen, daß wir es mit einem Tier zu tun haben, das sich zur Zucht eignet, weil eben das Vatertier sowohl seine guten, wie schlechten Eigenschaften bis zu einem gewissen Grad auf das Junge überträgt.

Wenn wir heute durch die Stallungen gehen, so finden wir sehr oft kümmerliche Tiere. Das kommt aber nicht nur von der mangelhaften Auswahl während des Krieges, es ist hieran auch die ungenügende Ernährung namentlich in den ersten Lebensmonaten schuld. Mit einem Liter Milch kann man kein Kalb aufziehen. Leider sind die Verhältnisse z. Bt. noch so, daß wir in dieser Richtung zunächst noch keine Besserung erwarten können. Aus Nachbarländern können wir nur in beschränktem Maße Milch einführen und, die wir einführen, ist infolge unseres schlechten Geldwertes flüchtig teuer. Die Kraftfuttermittel, die fast ausschließlich aus dem Ausland zu uns kommen, erhalten wir nur in beschränktem Maße und sie sind ebenfalls so teuer, daß sie nur in notwendiger Menge beschafft werden können. Wir müssen also auch hier aus dem eigenen Boden möglichst viel herauszubekommen suchen. Unsere Wiesen z. B. sind zum großen Teil infolge mangelnder Arbeitskräfte während des Krieges vernachlässigt worden. Der wertvolle Stalldünger hat sich infolge der Verminderung der Viehbestände verringert und auch an Kunstdünger haben wir durch Länderverlust einen gewaltigen Ausfall. Das alles bedingt gegenüber dem Frieden ein bedeutendes Minderertragnis. Diesen Zustand zu beseitigen, darf keine Mühe und dürfte keine Kosten aufzuwenden. So greift das eine in das andere.



Bei Kriegsbeginn zählte man im Deutschen Reich rund 25 Millionen Schweine. Ihre Zahl betrug am Ende des Krieges durch die segensreiche „Kriegs- und Professorentwirtschaft“ noch etwa 5 Millionen! Jetzt will man daran gehen, die Schweinezucht wieder hochzutreiben. Weil Wachstum und Mast, also Schlachtreife, beim Schweine viel schneller erreicht wird, als bei den Rindern, weil die Muttertiere immer eine größere Anzahl von Jungen werfen, ist der zahlenmäßige Ausgleich hier verhältnismäßig früh zu erwarten. Dem steht jedoch entgegen der Mangel an Futtermitteln, der sehr hohe Ferkelpreis und die Ablieferungspflicht. Bei den großen Schwierigkeiten und der teureren Aufzucht werden unsere Bauern aber erst dann in der Lage sein, über den eigenen Bedarf Schweine einzustellen, wenn ihre vollkommene Freigabe erfolgt. Denn der Bauer, welcher unter den heutigen Verhältnissen Schweine mästet, muß bei der Ablieferung gewaltige Gelder zusehen.

Unsere Schweinezucht hatte vor dem Kriege aber nicht nur zahlenmäßig den Höchststand erreicht, auch die Qualität war durch geeignete Zuchtwahl eine sehr gute. Wir haben jetzt durchweg Rassen, die die guten Eigenschaften des alten Landschweines, Fruchtbarkeit und Widerstandskraft mit denen edler Rassen anderer Länder, großes Gewicht und schnelle Reife, in sich vereinigen.

Auf diesem Wege muß fortgeschritten werden.

Bei der Auswahl der Zuchttiere muß ebenfalls auf Abstammung mehr als bisher gesehen werden. Tiere von einem ersten Wurf verwendet man von vornherein nicht gerne zur Zucht. Unsere Vorfahren haben das schon beachtet und nach alten Gesetzen wurde der Diebstahl eines Ferkels von einem ersten Wurf nicht so hoch bestraft, wie derjenige von einem zweiten oder gar dritten Wurf, weil diese sich besser zur Zucht eignen würden!

Bei dem hohen Preis für Schweine müssen wir aber auch alles anwenden, um verheerende Seuchen von den Schweinebeständen fernzuhalten. Den Rotlauf, der uns jährlich Millionen von Werten verschlingt, können wir durch Schutzimpfung mit ziemlicher Sicherheit fernhalten. Die Schweinezüchter sollten daher in Zukunft viel mehr, als dies bisher der Fall war, von dieser Impfung Gebrauch machen.

Bei dem großen Milchmangel hat die Ziege als Kuh des kleinen Mannes eine große Bedeutung gewonnen, was schon aus der zahlenmäßigen Zunahme hervorgeht. Der Preis ist etwa um das Dreifache gestiegen. Da die Fleischnutzung bei der Ziege nur nebensäch-

licher Natur ist, dagegen Milchleistung an erster Stelle steht, muß bei der Auswahl der Zuchtziegen ganz besonders auf Milchleistung geschaut werden. Bei den männlichen Zuchtieren muß mehr als bisher darauf geachtet werden, daß Zuchtböcke nur eine Deckperiode am gleichen Platze Verwendung finden, um die Verwandtschaftszucht zu vermeiden. Aus dieser Nachlässigkeit resultieren zweifellos die vielen Zwitterbildungen, die man bei Zickeln beobachten kann.

Auch die Schafzucht hat während des Krieges wieder eine Zunahme erfahren. Der Mangel an Wolle hat das bedingt. Ob nach Wiederkehr normaler Verhältnisse bei unseren kleinwirtschaftlichen Betrieben das so bleiben wird, ist mehr als zweifelhaft.

Der große Eiermangel hat auch der Hühnerzucht eine vermehrte Bedeutung verschafft. Hier kann natürlich auf die Rassenfrage nicht eingegangen werden. Denn das würde zu weit führen. Wer aber mit seinen Hühnern rentabel wirtschaften will, der hält sie nur durch drei Legperioden, weil sie nur so lange eine angemessene Leistungsfähigkeit haben. Das muß immer wieder gesagt werden, weil es so viele Hausfrauen gibt, die sich von diesem oder jenem lieb gewordenen Hühnlein nicht trennen wollen. Auch Sorge man dafür, daß die junge Brut bis Ende April oder Anfang Mai ausgebrütet ist, damit man Frühleger bekommt, die dann in vielen Fällen je nach der Witterung schon im Dezember mit dem Legegegeschäft beginnen.

Wie man sieht, gibt es auf dem Gebiete der Tierzucht eine Unmenge von Kleinigkeiten, die man beachten muß, die einzeln vielleicht kleinlich oder wertlos erscheinen, die aber in ihrer Gesamtheit unendlich viel zu einer rentablen Gefaltung dieses landwirtschaftlichen Betriebszweiges beitragen. Und jetzt nach diesem Kriege, wo so vieles aus den Fugen und in Vergessenheit geraten ist, dürfte es nichts schaden, auf so manches Selbstverständliche in Kürze hingewiesen zu haben.

## Humoristisches.

Ein guter Mensch. Der Granstetter Milch beim Abschied von seinem Schaf, als er zum Militär einrücken muß:

„Geh, hör' auf, Reser! wein' net soviel! Pfirt Dich Gott und tu Dich halt trösten, I krieg' schon wieder a andere! . . .“

Karlchen opfert sich. „Warum willst Du denn durchaus zu Onkel Adolf während den Ferien?“ — „Ach, er tut mir so leid, da möchte ich die Tante ärgern!“



# Der Vogt von Wartenweil.

Von Ferdinand Rameh.



n einem der alten Gaue unseres Heimatlandes steckt im weltfernen Winkel ein stilles Dertchen, heißt Wartenweil. Wenn die Bürgermeister des Gaues in die Kreishauptstadt zu Amt geladen sind, dann kommt der Wartenweiler immer zu spät. Das ist sein gutes Recht von altersher und in der Geschichte begründet.

Zur Zeit nämlich, als man den Bürgermeister noch „Vogt“ sagte, führte ein gar bärbefißiger und kurzfertiger Herr ein hartes Regiment über die Landschaft, also daß die Gemeindevorsteher es nimmer mit ansehen konnten und bei der fürstlichen Kanzlei in der Hauptstadt Beschwerde führten.

Das war dem Gestrengen hinterbracht worden, und gleich fuhr ihm das Feuer aus den Augen, und mit einer Stimme, daß die Wände wackelten, befahl er dem Fronboten, ohnverweilt aufzusitzen und die Malifizianten vor sein Angesicht zur Verantwortung zu laden.

Also sattelte der Herrentnecht sein wackeres Hählein und ritt vom Schloß hinab, den sieben Dörfern zu, die dem Junker dienstpflichtig waren.

Der Vogt von Wartenweil hatte gründlich ausgeschlafen. Weder Träume noch Ahnungen beschwerten sein Gemüt. Die Morgensuppe hatte ihn gemundet, und zur gewohnten Zeit war er allgemacht mit Wendelin, dem Knecht, hinausgefahren auf seinen Aker am Schaffnibiel, die Aßben rühren. Er hatte fleißig in die Hände gespuckt und darauf gesehen, daß der Wendelin seine Arbeit tat. Dann hatten sie miteinander „Zum Böhne“ einen halben Laib Brot und den dazu gehörigen Käse geknuspert, der Knecht hatte wieder gerührt, der Vogt in die Hände gespuckt, und nun es Mittag läutete, fuhren sie — Gile mit Weile — wieder dem Dorfe zu.

Dahheim stand die Böggtin unter der Haustür und wartete ihres Eheherrn. Sie schwang ein blaugewürfeltes Tüchlein und winkte und vollführte überhaupt ganz gegen ihre behäbige Gewohnheit einen Lebtag, daß der Vogt schon von weitem merkte, daß etwas Besonderes los sein mußte. Und richtig, schon im Absteigen erfuhr er, der Fronbot sei dagewesen und habe ihn aufs Schloß gefordert bei allen Höllenstrafen. „An du sollst gleich komme,“ schloß der Bericht.

Ob das des Boten selbstgeigene Worte gewesen seien, wollte der Vogt wissen. Denn wenn er wirklich „gleich“ gesagt habe, so sei nicht zu facteln, und er müsse auf eine Gelegenheit lauern, Hals über Kopf schon in den nächsten acht Tagen einmal aufs Schloß zu stürzen. Die Böggtin besann sich. Es sei nicht so gewöhnlich Deutsch gewesen, sondern vornehmer, wie es manchmal in den Schriften aus der Stadt stehe, so was mit einem pe.

„Ah!“ vermutete der Vogt, „stante pe!“ Aber die Böggtin schüttelte den Kopf. Das sei vorndran — mit einem r dahinter. So was wie stand sei freilich auch dabei gewesen.

„Pressant?“ forschte der Vogt weiter. Und als die Frau das bestätigte, gewann er sogleich seine ganze Gelassenheit wieder.

„So, so! Pressant hat er gesagt. Dann pressieris net, un 's isch in drei Woche a noch Zeit.“

Die Böggtin sah bewundernd an ihrem Mann in die Höhe, der so schwere Wörter lesen, verstehen und auslegen konnte. Er bemerkte den Blick mit Befriedigung und schmunzelte selbstgefällig: „Weisch, Alte, die ferschtliche Kanzlei färbt ewe ab.“ Damit war 's gut.

Also ward in aller Behaglichkeit das Wiltagsmahl eingenommen, darnach wurden die gewohnten Geschäfte der Reihe nach abgewickelt, immer eins um's andere, als gebe es keinen Fronboten und keine Gestrengen.

Eben sitzt der Vogt mit den Seinen beim Vesper, da klappert ein scharfer Trab die Dorfstraße herauf, kommt näher und hält vor dem Haus. Der Fronbot flucht und wettert draußen vom Gaul herunter. Der Vogt steckt den Kopf durchs Fenster. „Mittumme!“ brüllt der Reitersmann, „uf der Stell oder“ — und erneute Stern-Hagel-Bomben-Elemente prasseln über das Haupt des Sämnigen herein.

„Sch kumm jo,“ brummt der Vogt dozwischen und zieht den Kopf wieder zurück, um zunächst den Rest des Vesperbrots in aller Ruhe zu sich zu nehmen. Dann rasiert er sich (er weiß, was sich gehört), legt feierlich wie am Sonntag morgen zum Kirchgang sein gutes Gewand an, Stück für Stück, und nimmt mit allen Höflichkeitsten von Weib, Kind und Knecht rührenden Abschied. Endlich betritt er die steinerne Staffel, die auf die Straße herabführt, während der Fronbote mit den Armen fuchtelnd vor Ungeduld und keinen Atem mehr findend zum Fischen. Aber auf der Schwelle bleibt der Bedenkliche stehen, besimmt sich, kehrt um und geht nochmals ins Haus zurück. Dort



er ein feierliches Schriftstück mit Stempel und Siegel der fürstlichen Kanzlei zu sich, und im erst — der Fronbote wäre in seiner Wut im liebsten aus der Saart gefahren —, nun erst wandert er mit langen, behäbigen Schritten eben dem Reifigen her zum Dorf hinaus. —

Auf dem Schloß steht's schlimm, ganz schlimm. Oben im verriegelten Turmzimmer oben die sechs übrigen Bögte des Gaus, die er Fronbote schon zusammengeholt hat, und schauen einander kläglich in die bleichen Gesichter. Denn wenn sie durchs Fenster hinter in den Hof sehen, fällt ihr Blick auf ein reiches Balkengerüste mit sechs Balken und sechs Stricken daran. Das sind keine angenehmen Ausichten, die Ausichten auf einen schweißigen Galgen, wenn man selber daran umeln soll. Und was ihr Ohr vernimmt, ist doch keine liebliche Musik: Arzthiebe und Hammerschläge, dumpfdonnernd und schauerlich in den Steinwänden zurückgeworfen. Denn in den siebenten, der noch fehlt, wird ein eigener, noch höherer Extra-Galgen errichtet.

Unten aber im Herrensaal tobt der Gestrenge auf und ab — auf und ab. Sein Gesicht glüht, seine Augen rollen, er ballt die Fäuste und häutet Verwünschungen und Drohungen gegen diesen Galunken, der ihn, den gestrengen unter, warten läßt —, dieser Wartenweiler, der den kein Galgen hoch genug ist.



Schon fängt es an zu dunkeln, da endlich steht das Tor, der Knecht reitet über den Hof

und führt sein geduldiges Opfer an den Galgen vorbei ins Herrenhaus vor den Gestrengen.

„Warum so spät?“ herrscht der Wiltende. „Spät?“ staunt der Vogt, dem doch auch das Blut aus den Wangen gewichen ist, seit er die Veranstaltungen da drinten gesehen hat, „spät? Ich mein als, ich kam noch viel zu früh!“

„Zu früh!“ lacht der Junker grimmig und voll Hohn. „Wann war Er denn gekommen, hätt' ich Ihn nicht holen lassen?“

„In drei Wochen, Euer Gnaden,“ antwortete der Vogt in aller Unschuld und Treueherzigkeit.

„Wa — wa — was!“ schreit der Junker außer sich, und sein Kopf wird dunkelrot, „Er will noch Witze machen!“

„Mir isch net um's Witz mache, wees' Gott“ beharrt der Vogt, „s isch mein Ernst. Habt Ihr mir net sage losse, die Sach wär pressant?“

„Und das nennt Er pressant?“ leucht der Junker und wird blau wie ein gereizter Puter.

„Weiß Er, was pressant heißt?“

„Ah wohl!“ sagt der Vogt, und im Vertrauen auf sein Beweisstück läßt er sich nicht irre machen.

„Pressant,“ erklärt er mit Ueberzeugung, „heesht in drei Woche,“ und holt aus seiner Brieftasche ein umfangreiches Altentstück der fürstlichen Kanzlei, zeigt mit dem Finger erst oben hin, wo das in Frage stehende „Pressant“ groß und deutlich ausgezogen prangt, dann auf die nicht minder deutliche Schlußbemerkung: „Wiedervorlage in drei Wochen.“

Da schlägt Seine Gestrengen eine Lache auf, wie Sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gelacht haben, und hatten Sie sich zuvor blau gehobt, so lachten Sie sich jetzt violett. Die Luft bleibt dem offenen Munde aus. Die Augen treten stier aus den Höhlen. Der Erstidende krümmt sich vor Qual, wirft plöblich beide Arme in die Luft und bricht mit schwindenden Sinnen zu Boden. Er wird auf sein Lager getragen. Da liegt er, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, und sieht die nächste Sonne nicht mehr leuchten. Er hatte sich erst halb tot geärgert, dann halb tot gelacht. Jetzt war er ganz tot, und die Galgen blieben leer.

Des andern Tages zogen die sieben Bögte, den Wartenweiler triumphierend in der Mitte, wieder heim. Und die Aemter sowohl als auch die fürstliche Kanzlei sind bei ihrer bewährten Praxis geblieben. Darum darf der Wartenweiler heute noch immer zu spät kommen, wenn die Bürgermeister des Gaus in die Hauptstadt zu Amt geladen sind.





## U B'stellung aus da Höll'.

Von Robert Scharl.



a Schneider von Moosberg — da alt' Breuninger — sitzt tieftrauri auf 'n Tisch in seiner armselig'n Kammer und naht in an alte Lederhos'n a neu's Hintersteil eini. De Hos'n g'hört 'n Zipfinger Pias, der wo Knecht is beim Kriapelbauer. Da

Kriapelbauer aber is da Hausherr vom Schneider.

Nachdem ma bös jetzt wissen, können ma die G'schicht wieder anstücken.

Also — da Breuninger is mit seine Gedanken und mit 'n Zipfinger Pias seiner alten Hos'n alloan. Aber d' Arbeit will halt gar net von da Hand geh'n! Is a kan Wunda, denn in sein Kopf geht 's zua, wie bei r' an Kirtaraffats. Acht Wocha schon is er in Kriapelbauern an Pins für d' Kammer schuldt und aktrat achtmal war er schon da und hat net grad z' freundli 's Geld g'fordert. 's leztimal hat er gar g'sagt, daß er nimmer länger wart't, als höchstens no a Wocha, sonst müsst er 'n aufilohna. Ja, ja, der Kriapelbauer raucht koan Guaten net!

Mit 'n G'schäft geht 's überhaupt miserabel. B'sonders seitdem a zwoater Schneider im Ort auftaucht is. Dem lasen s' d' Tür ein mit die Auftråg', weil er in der Stadt d' Schneiderakademie g'studiert hat. Dö paar Auftråg' aba, dö s' eahm aus Mitload geb'n hab'n, brud'n eahm erst recht am G'wissen. Der Plutzerbauer hat eahm an Stoff zu an neuchen Glüfft geb'n, an Prozenbauer soll er neuche silberne Knöpf an sein Giletwestenleibl mach'n und aus alter Unhänglichkeit hat eahm die Goldbäurin an schwarz'n seichtanen Stoff zu ana neuch'n „Loalett" bracht.

Wa damit is nig! M' de schön' Sacha kan zwar net den Weg „alles Irdischen", dafür aber in d' Stadt ins Leihhaus g'wandert, denn der Hunger und 's Glend waren z' groß. Und d' Lieferzeit kimmt allwei näher und 's böse G'wissen laßt eahm koan Ruh!

Dös eigene Glend tat eahm ja no wen'g genier'n, aber dö Schand, bald all's ankummt!

Mit dö paar Kranl, dö er für das „anvertraute Gut" kriagt hat, hat er seine notwendigen Leibesbedürfnisse g'stillt und für 'n Rest hat er eahm so a Agent von der Klassenlotterie an Achtellos ang'hängt. U Reichtum, 's Geld s' 'nauz'werfen, wannst selber nig z' essen hast!

Und so sumiert er und grüabelt er, daß eahm fast der Schäd'l z'springt und wia 's in sein Kammer so mäuserlisch is, daß er nig hört, wia 's Knurren von sein'm ausg'hunger'ten Magen, fall'n eahm vor Mattigkeit und Depression d' Augen zua und er schläft ein.

Auf amol tuat 's an urhoamlichen Saug d' Tür geht von selber auf und vor seiner a dürr's Mandl, ganz schwarz anzog'n, mit knallroten Kravattl und an pechschwarz Gockbart.

„Du bist da Breuninger-Schneider, gell mirrt er ihn an. Der sitzt ganz daschroda und kann kam ja sag'n. Der andere laßt eahm erst gar net viel z' Wort kema. „I hab' B'stellung für di,“ sagt er, „heut' woch z' zwöfzi brauch' i zum an Ball a fein's Baucg' wandl. Wannst du 's fertig bringst, kriag tausend Kronen in Gold.“ Und dabei kimmt er schon mit seiner Hand im Sad. „Willst 's machen?“

Un Schneider geht 's hoch und kalt über. Budel und voller Arg schaut er sei neuche Punsch an. Dabei siacht er, daß der nobliche Herr an Fuaß hint nachi schleift. Aber trotzdem nimmt er sein Kuraschi z'famm'.

„I möcht 's schon mach'n, obwohl d' Zeit red g'messen is. I hab aba net nur koan Stoff und koa Fuadazeng net, sondern mir is, was bei a Schneida s' dümmste is, a da Zwirn ausgang. So hart hat mi 's Unglück dawischt.“

Drauf sagt der Schwarze wieder: „Dös laß meine Sorg' sein, sag' nur, obst das mach willst oder net.“ Und schon g'langt er bei Fenster 'nau und a schwarze Hand gibt eahm a Pocktl 'rein. Und wiar er 's aufmacht, alles d'rein, was der Schneider braucht hat! Dabei schepert der mit 'n Gockbart wiederum mit seine Goldfischeln.

Jetzt kann si der alt' Breuninger nimmer halten, sei ganzer Sommer geht eahm normal durch 'n Kopf und er sagt zu. „Guat is,“ sagt der Dürre, „und damit ma d' Sach' in Richtung bringa und in koan Streit kema, unterschreib ma dös Papierl.“ Drauf halt er eahm an Pocktl hin, den der Schneider leßt. Drin steht, daß wenn der Anzug bis Punkt zwöfzi ferti is, der Schneider tausend Markl in Gold kriagt, is er aber net ferti, so holt der Auftragegeber sich den Schneider selber.

Dabei jagt der Unhoamliche an Federkiel an sein Sad, tupft in Breuninger auf d' Hand, der er glei blüht und sagt: „Na, schick di, überle dich 's net lang, bist a flinker Arbeiter, der was



wann 's sein muas, sein Name stellt. Jetzt is no Zeit, daß d' di rett'ft. A Klaus Unrecht hätt' i übrigens so schon auf di. Deut nur an deine Beihandszettel! Unterfchreib!

Unserem Schneider fährt a Ganshaut auf, denn jetzt woas er 's bestimmt, wer der Schwarze da vor seiner is. Aber nimmer lang 'sinnit er si und er kriehelt sein Nam' hin. Da hinstaltet pacht 's Bapierl g'schwind z'samm' und sagt: „So jetzt hätt'n ma 's Formelle! Nimm ma no g'schwind 's Maß, dann will i di net länger aufhalten. Sechs Stunden hast vor beiter, da kannst gnuua schaffen, wennst fleißt bist.“ Mit zitternde Händ' nimmt der Breuninger 's Maß und kam, daß er ferti is, hast os net 'seh'n und s'gt as net a, is der Teiffi (denn er war 's ja do) verschwunden, und an seiner Stell' 's mir mehr a gelbe, stinklate Wolf'n z' seh'n.

Jetzt hoast 's aber arbeiten, denn zum Denka 's loa Zeit net mehr. Stoff und Zuada is bald maaschmitten, und auf ja und na kann er zum Naab'n anfanga. So g'schwind hat er sei Lebtag so net g'schafft. 's is aber a merkwürdi, wie 's schwind jetzt d' Arbeit von der Hand geht! Da stot er ja schon um elfi ferti! Und in Gedanken haacht er schon die hundert Goldfischeln auf ein Tisch blitzen. Dergott! Nacha hat alle Lot an End'! Da werd'n glei dö versehten Sach'n ausg'löst und dö Lufttrüg' g'macht. Und iachat wird a sauberne Werkstätt eing'richt' und G'sell eing'stellt. Dann kann der neuché Konkurrent zuaperr'n!

Wie ra so naht, daß fast d' Nadel gliat, klofft 's an der Tür. Der Blutzbauer is. „Na, Breuninger, was is denn mit mein' Glüfft' jetzt möcht' i 's aber schon bald amol seh'n.“ — „Ja, ja,“ sagt der Schneider, „dulb' di nur so bis morgen. Na kriagst d' as ganz g'wiß. Iber jetzt hab' i g'rad an eilige Postarbeit. Muacht schon entschuldig'n.“ Der aber laßt si et asind'n und schimpft und flucht wie a Roehrpeb. A guate Weil dauert 's, bis er wieder eht. Dertweil schlagt 's am Turm draußt neume.

No lane zehn Minuten is er draußt, klofft 's schon wieder, und Zivfinger Hias kimm't reil. Mein Hof'n möcht' i hab'n“, schreit er ganz und. „I muas am Tanzbod'n. I ziaig f' glei ei dir an und dö, wo i anhab', laß i dir da, weil f' a nimma Luftbicht is.“ Und es mußt 'n Breuninger-Schneider niz, was er ihn a verköp', der Hiasl will sein' Hof'n und damit er a loskriagt, naht er die letzten Stuch an der Nalefzho's und gibt f' eahm.

Der war draußt! Jetzt hoast 's aber dazua-har'n. Kreuzteufel! Behne schlagt 's! Hat enn die Uhr auf amol 's Rennate kriagt? Der Langschweiß lauft eahm über 's G'sicht. Knapp

zwoa Stunden no um's sei Frist is og'laufen! — Und was is bis jetzt ferti? D' Hof'n ganz, und d' West'n erst zum halben Teil. Und schon wieda kimm't a Deut bei der Tür 'rein. Marand Josef! D' Goldbäurin, dö alte Ratschlatzhl! Jetzt wird 's recht!



„Grilaf Gott, Breuninger! Wie geht 's? I kimm amol nachschaug'n z' weg'n mein G'wandl. Wie weit bist denn schon? — Was? no net ferti? Du labe Zeit, jekt: derfst di aber schleuna! I brauch 's ja übermorg'n zu mein' Ehr'ntag. Da werd' 's fünfundzwanzig Jahr', daß i mein Girgl g'heiratet hab'. Jessas, jessas, wie do d' Zeit vergeht! Laß mi sein nur net auffihen. I rechn' b'stimmt drauf. Deut da nur d' Zilli, mei Älteste, wird an unsern silbern' Hochzeitstag 'n Sternbauern sein Duam wasprochal kimmst a hin, gell? Bist gern eing'laden. Kannst di amol wieder ordentli aness'n! Mach nur mein Zeug recht schön und sei fein pünktli! Na bring i dir 'n Sternbauernbuam als Rundschaft zua, daß d' ihm sei Hochzeitg'wandl machen kannst.“

Der Schneider s'ht wie auf Kohlen, so daß er förmli schon an Borg'schmad vom höllischen Feuer verspürt. Mit vieler Müah und no mehr Versprechungen schiaht er endli d' Goldbäurin zur Tür außi.

Wie f' draußt is, holt er tief Atem und riegelt zua. „Jetzt soll kemma, wer will, 's wird neam aufg'macht!“ Aufi hupft er auf sein' Tisch und schafft was er kann. D' Nadel z'cht nur so. Und er werkt und werkt, daß eahm Hör'n und Seh'n vageht. — D' West'n is ferti! Jetzt kimm't no da Zanka. Und im selm Augenblick hammert 's elfi.



„Mistern, Kometen! Is denn dös mögk?  
Dö Uhr spinnt ja!“ Aber schon hört er 'n  
Nachtwächter elff abruaf'n.

„Dan Stund' no! Wann i mi dazuhalt und  
mi neamd stört, bring i 's no z'weg.“ Und er  
iwergelt, daß d' Feszen nur so 'rumflieg'n. In  
der Kammer is a Weil totenstill. Auf amol hört  
er vorm Haus a Brumma und a G'stampf, daß  
er frei moant, der Schwarze kimmt jekt schon  
und holt 'n.

's is aber nur der Müapelbauer. — „Hel  
Breuninger, hupp — i bin da und hol ma mei  
West'n! G'rad kimmt i hupp — vom Mischelwirt,  
und weil i no a Licht bei dir siach, hupp  
— launst ma f' ja beim Fenster rausgeben. I  
siach so schon, hupp — d' ganze Zeit dein Tür,  
hupp — kann f' aber net find'n!“

Und schon schaut er mit sein Stipschäd'l beim  
Fenster 'rein.

„Jekt bin i valor'n“, jammert der Schneider.  
„Der Müapelbauer, und no dazu mit an Nord's-  
rausch! Dein West'n is no net ferti, Bauer,  
kimmt morgen wieder, kriagst as b'stimmt!“

„Was?? Net ferti? Hupp — du Goakböd,  
du windiger! I schlagat di do glei nieder, bal  
i nein könnt! — So schaugt auf dein — hupp  
Hausherrn? Na wart', g'freu di, Glois!  
Morg'n um neami in der Fruah, wenn i j net  
hab', mein West'n, wirst g'liefert! Du Wind-  
beutel, hupp, du bahungata!“

Und 's Fenster sliagt zua, daß d' Scherben  
aufafall'n.

Der Breuninger hat schon die letzten Wort  
nimmer g'hört, denn in seine Ohren saust 's  
und vor seinen Augen tanzt 's und flimmert 's  
und er siacht si schon im höllisch'n Feuer brat'n.  
Und er naht drauf los, daß er si selber wie a  
große, lebendige Nadel vorfindt.

Jekt bricht eahm d' Nadel a no o! G'schwind  
a neuchel! Jekt no d' Nermel einsetzen, dann  
kemma no d' Knöpf und dann hat er 's!

Aber 's nuht eahm niz. Unbarmherzi holt  
d' Uhr zum Schlag'n an, bam — bam — bam  
und beim zwölfte'n und leht'n Schlag rumpelt 's  
an der Tür wie net g'scheid und er fällt bewußt  
los z'samm' . . .

„Na, was is denn, Breuninger?“ sagt der  
Briaßbot. „Seit wann schlaffst denn du beim  
helllicht'n Tag und no dazu am Fuakböd'n?  
Da hab' i a Telegramm für di. Hoffentlich sticht  
niz Schlimmes d'rin.“ Und dann geht er wieder  
fort.

Der alt' Breuninger reißt si d' Aug'n, zwick  
si bei da Nas'n und schaugt im Zimmer rum.  
's is alles wie faust — und von der B'hellung  
aus der Höll is a niz z'heg'n. Dann macht er  
d' Deffeschen auf, pflanzt sein Hornbrill'n an  
sei rote Nas'n, nimmt a Bries' und leht mit  
dümmischn G'sicht von der Welt:

Schneider Breuninger, Moosberg, Los Nr.  
35 786 heute tausend Kronen gezogen. Die  
ginallös einsetzenden, Geld folgt umgehend  
Springerl, Kollekteur.

Juhuhuhuuuuu!!!

### Landwirtschaftliches.

Verfegung von Felsobstbäumen. Es kommt nicht  
selten vor, daß bei Bauten usw. Bäume entfernt  
werden müssen, die man sich gerne erhalten möchte.  
Sind diese Bäume gesund und kräftig, so können  
sie noch mit Erfolg verpflanzt werden. Große  
Birnbäume wachsen weniger gern; solche mit mehr  
als 10 Zentimeter Durchmesser müssen schöne  
Wurzeln besitzen, sonst ist der Erfolg unsicher.  
Apfelbäume wachsen leichter und es können solche  
mit 15 Zentimeter Durchmesser noch sehr gut  
gedeihen. Früher verpflanzte man solche starke  
Bäume mit Krossballen. Dieses Verfahren ist  
aber sehr umständlich, und höchstens für solche  
Bäume ratsam, die nahe am Stamm viel feine  
Wurzeln haben. Zum Verfehen größerer Bäume  
möchte ich folgendes Verfahren als sehr zweck-  
mäßig anempfehlen: Die zu verfehenden Bäume  
sollten im Spätherbst oder Vorwinter mit Baum-  
wachs verstrichen werden. Nachher wird die ober-  
halb der Wurzeln liegende Erde vorsichtig weg-  
genommen und ein Graben rings um den Baum  
herum geöffnet. Dieser Graben sollte so weit  
vom Stamm entfernt sein, daß er, wenn der Durch-  
messer der Krone 6 Meter hat, 3 Meter beträgt.  
Von diesem Graben aus werden die Wurzeln

untergraben und mit einem spitzen Holz wird die  
Erde vorsichtig zwischen denselben herausgehoben,  
sodas die Wurzeln bis nahe an den Stamm  
läßt sind. Wird dann der Baum etwas auf  
Seite gedrückt, so können etwaige Pfahlwurzeln  
noch gelöst werden. Sind die Wurzeln alle gelöst,  
so wird ein hoher zweiräderiger Karren ge-  
nommen, möglichst dicht an den Stamm gefahren,  
dieser gut und fest mit Luchern eingebunden, um  
Verwundungen zu verhüten, Stamm und Wurzel-  
stoß gut an die Achse befestigt und durch Nadeln  
ziehen der Baum gehoben und zu der schon vorher  
bereit gehaltenen Pflanzgrube gefahren. Die  
Wurzeln werden, soweit nötig, nachgeschritten und  
die Erde wird wieder vorsichtig eingefüllt. Der  
Baum muß so befestigt werden, daß er sich nicht  
hin- und herbewegen kann. Statt des Schlingens  
mit Stangen ist das Befestigen mit drei bis vier  
Drähten sehr zu empfehlen. Es wird oberhalb der  
unteren Keite ein Ring von Leder (alter Riemen)  
befestigt und von diesem aus werden die Drähte  
nach allen Richtungen an kurze Pfähle befestigt.  
Die Pfähle können in solcher Richtung eingefügt  
werden, daß die Drähte durch tiefes Einsinken  
fester gespannt werden können. Bei solchen älteren  
Bäumen ist es von großem Vorteil, wenn die  
Pflanzenscheibe mit kurzem Mist bedeckt wird.



# Stadt und Land.

Von Schilbecker.

„Die Klarheit stammt aus dem Vergleich“, sagt ein schulwissenschaftlicher Fundamentalsatz; und ich wüßte nicht, was in den letzten Jahren den Einzelheiten und die Gesamtheit mehr zum Vergleich genötigt hätte, als die im Thema gegebenen Gegenfälle. Wer vor fünf Jahren behauptet hätte, daß Stadt und Land in das jetzt bestehende Verhältnis zu einander kämen, der wäre für mehr und weniger als einen falschen Propheten gehalten und ausgelacht worden.

„Des Staates Wohl, des Volkes Kraft, sie wurzeln in der Landwirtschaft“, war schon damals — vor dem Kriege — eine naturgesetzlich sichere Tatsache; über weh dem Reichs- und Landtage, welcher dieser Idee gemäß, die Bauern begünstigende Beschlüsse hätte machen wollen; die industrielle Mehrheit (53 Prozent im Reichsdurchschnitt!) wäre je länger desto mehr dagegen gewesen. Daß der Krieg eine gründliche Korrektur der gegenseitigen Wertschätzung und Ansichten vornahm, ist eine von den wenigen heilsamen Folgen, die ihm nachzurühmen sind.

Die Revolution, in der den Einen alles zusammengebrochen ist, und welche den Andern ihr Hoffen und Streben erfüllte, ist eine welt-

geschichtliche Illustration zu dem Sage: Es gibt keine Macht auf Erden, welche nicht durch eine noch größere Macht zu überwinden wäre! Man wird eher mit einem grimmigen Löwen fertig als mit einem Schwarm Wespen. Die Größten und Höchsten sind nicht die Stärksten; höher heißt in naturwissenschaftlicher Beziehung überhaupt nur komplizierter, feiner, nicht besser oder widerstandsfähiger. Die Tuberkelbazillen, die heute den Kampf auf Leben und Tod mit dem Menschen führen, beweisen uns klar, daß die niedrigsten Organismen der „Krone der Schöpfung“, dem höchsten Lebewesen recht wohl gewachsen sind; denn Hundertausende solcher Kronen werden alljährlich in der jetzigen deutschen Glanzzeit dahingerafft und der Schwarm der deutschen Sozialdemokraten hat den mächtigen deutschen Kaiser und seine Ideen überwunden.

Mit dem neuen deutschen Reich war auch das neu-deutsche Industrievolk da; dieses organisch dem älteren Volksteil anzugliedern und dem Staatsgedanken dienstbar zu machen, war ein von Bismarck ungelöst gebliebenes Problem, welches der junge Kaiser bei seinem Regierungsantritt als eine seiner vornehmsten Lebensaufgaben ergriff.

Obgleich zumeist gleichen Blutes, erschien der neue Erwerbstand volksfremd und staatsfeind. Die Altväterischen hatten das Gefühl, als ob hier ein ammaßlicher Kolonistenschwarm sich fest und kalt auf ihrem angestammten Boden einnistete, einen neuen Geist verbreitend und unbekümmert sich hinwegsetzend über herkömmliche Sitten und Gebräuche, welche die Jahrhunderte geweiht hatten. Neue soziale Formen kamen auf. Der kapitalistische Unternehmungsgeist zog ein: maßlos und ruhelos im Erwerb wie Genusse, tollkühn im Raffen und im Wagen, stahlhart und geschmeibig ohne Gefühl, erhaben über Autorität und Herkommen, mit schroffen Herrenmanieren des Emporkömmlings, ein Entwurzelter, unverzöhnlich und international wie Luft und Technik! Dazu der neue Industriearbeiter: schollenflüchtig, ein Kind der Massen, ohne Individualität und stolz auf diesen Mangel, aufgeklärt bis auf die Knochen, weder Gott noch den Teufel fürchtend, schnellfertig mit dem Wort und Urteil, veränderungsfähig und auffähig — so erschienen dem rassistigen Bürger und Bauern die Mannschaften des neuen Industrieheeres und seine Führer.

Nirgends stieß das neue Wesen härter und löblicher mit dem alten zusammen als bei uns.



Burg Lichtenstein  
Durch Einsturz der Zugbrücke sind die  
Personen verunfallt.



In Amerika begegnete es kaum einem Widerstande, England hatte den Vorzug eines langjährigen Vorsprungs; in Frankreich war das bürgerliche Rentnerideal, bei den Südrömanen die Bedürfnislosigkeit, bei den Russen der Stumpf sinn der Massen einer zu raschen Entwicklung des Industrialismus hinderlich. Nirgends haben die beiden sozial-wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart, Industriestaat und Arbeiterfrage, das Volk tiefer aufgewühlt als in Deutschland.

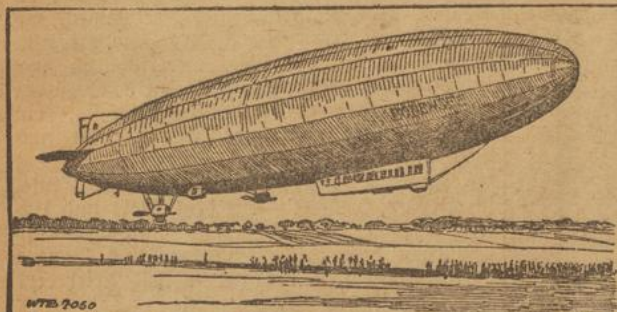
Der junge Kaiser sah den befruchtenden Strom des Kapitals, er erkannte, wie Industrie und Handel zur politischen Größe die wirtschaftliche Macht des Reiches schufen, wie mit wachsender Arbeitsgelegenheit Lebensmöglichkeiten für Hunderttausende entstanden, welche die neuen Rahmen der Armee füllten und nicht mehr durch Auswanderung dem Deutschland verloren gingen. Er sah den Mastenwald der Handelsschiffe, die rauchenden Schloten und lodernen Hochöfen, die Eisen- und Kohlen-schachte, die chemischen und elektrischen Werke, die Kaufhäuser und Bankpaläste; er sah ein tüchtiges, schaffendes und sparendes Volk bei der neuen Arbeit, und es mußte seinen hochfliegenden, von keinen Täuschungen gebrochenen Willen reizen, diesen jungen Stand, der mit fleißiger Hände Arbeit das Fundament für Deutschlands Weltwirtschaft gelegt, auch innerlich für Kaiser und Reich zu erobern.

Den Arbeitern zulieb hat er Bismarck geopfert und gehofft, die Seele des Industrievolkes umkonstruieren zu können, und als ihm das nicht gelang, wandte er sich, über die „vaterlandslosen Gesellen“ zürnend, andern Aufgaben und Zielen zu. Es war eine Ueberschätzung seiner persönlichen Macht und der Gewalt seines Amtes, wie es schon eingangs durch den Vergleich mit dem Wespenschwarm angedeutet wurde.

So kam es, daß unser Volk, dessen äußere Lebensführung sich bereicherte, innerlich, seelisch

verarmte und lange vor dem Kriege an Unterernährung des Gemüths litt und krankte. Daß die Arbeit die Quelle des Segens, das Fundament des Glücks und der Schlüssel zur Ehre sei, wird leider am meisten von denen bespöttelt, welche von der Arbeit ihren Namen haben. Von bildender Kraft und sittlichem Wert der Arbeit haben diese Leute vielfach keine Ahnung. Die einzige Freude, welche sie ihnen gewährt, liegt nicht mehr in ihr selbst, sondern nur im Lohn, der im Vergnügen, im Kino, für Schund und Alotria vertan wird. Eine traurige Verödung des Innenlebens ist die Folge. Blässer als ihre Wangen sind ihre Vorstellungen von Leben und Lieben der Mutter Natur. Vom kleinen Kindskopf bis herauf zur größten Macht im Staate, zum Militär, fehlt das Verständnis für den wirklichen Wert der Dinge: die Kulturmittel betrachtet man in der Stadt als Kulturzweck; „wo die Puzsucht anfängt, hört der innere Wert auf“. Der Luxus, dem von Klein und Groß gefröhnt wird, ist ein untrügliches Zeichen geistiger Minderwertigkeit. Er zeigt, daß die Menschen nicht durch Persönlichkeitswert und Leistungen glänzen wollen, sondern durch feilen, eiteln Tand. Haupt sächlich Skäbterinnen, welche sozial und wirtschaftlich steigen oder schon hoch stehen, wissen nicht, daß mit jeder höheren Stufe auch ihre Verantwortung steigt; sie vergessen, daß sie Vorbilder im guten Sinn sein sollten. Statt dessen verführen sie aber die unteren Schichten des Volkes zur Nachahmung, so daß sich viele in Ausgaben stürzen, welche mit ihren Verhältnissen nicht mehr im Einklang stehen und zum Ruin führen. Und der zur Schau getragene Puz stellt den Trägerinnen nicht selten ein geradezu erbärmliches Zeugnis ihres Geschmacks aus, weshalb un'ängst eine mit Recht geachtete Monatschrift schrieb: Ein Teil unserer heutigen Schmuckmode steht auf derselben Kulturhöhe wie das Karri-Muschelhaarsband der Südfseeinsulanerinnen.

„Betrachtet man die Produktion einer Stadt, so zeigt ein fürchtbares Erschrecken ins den Grefinn der Wirtschaft. Ueberflüssiges, Nichtiges, Schädliches, Verächtliches wird in Magazinen gehäuft, unnützer Modetand, welcher wenige Tage lang falschen Glanz spenden soll, Mittel für Rausch, Reiz und Betäubung, widerliche Duftstoffe, gehaltlose und mißverständene Nachahmungen künstlerischer und kunstgewerblicher Vorbilder, Gerätschäften, die nicht dem Gebrauch, sondern der Verblendung dienen, Albernheiten, die als Scheidemünze



Das Luftschiff „Bodensee“ verläßt Friedrichshafen zur ersten Fahrt nach Berlin.



erzwungenen Geschenkverkehrs umlaufen; diese Nichtsnutzigkeiten füllen Läden und Speicher in vierteljährlicher Erneuerung. Jede die Hälfte der verschwendeten Arbeit in die Bahnen gewiesen, so wäre jeder Arme zivilisierten Länder ernährt, bekleidet und wohnt (Walter Rathenau). Ein gesetzlicher Schutz der Wirtschaftsgüter gegen „unwissende und raubbauende Vergeudung“ wäre nötig und kommen. Wie vornehm und solid waren Maria und das alte Preußen gegenüber ihren Zeitgenossen, wo Prunk und Pöbeltum untrennbare Einheiten darstellen!

Es gehört zu den bedentlichsten Seiten unserer deutschen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, daß der Besitz eines eigenen und in bewohnten Hauses nicht bloß in der Arbeitsbevölkerung, sondern auch in den gebildeten Klassen in allen größeren Städten mehr Ausnahme als die Regel bildet. Die Mietskammer, dieses Massengrab der Volkswohlthat, nützt das Elend und die Niederlichkeit Gedanken, Worten und Werken und vergiftet Fühlen und Wollen ihrer Inassen, so ein berühmter deutscher Volkswirt mit Recht sagt: „Der Schmutz und die Not dieser Häuser werden ewig zunichte machen, was der Unterricht der Schule bewirken soll.“

Der Professor v. Viszt, der berühmte Straßburger Lehrer, faßte bei seiner Antrittsrede an der Berliner Universität 1899 sein Urteil zusammen: „Eine verständige Wohnungsreform ist wertvoller als ein Duzend neuer Paragraphen!“

Die kann Scham und Sitte gewahrt bleiben, wenn in einem Raum ohne Unterschied des Alters und Geschlechts 5–13 Personen leben können; wenn Geburt und Tod, gesunde und kranke Tage sich darin abspielen, ohne daß eine Vermehrung nach Alter und Geschlecht möglich ist. Solche Wohnungen gab's am 1. Dezember 1899 in Mauen 3660, in Leipzig 3987, in Chemnitz 4630, in Hamburg 5662, in Chemnitz 7457 und in Berlin 24 440! Was für ein Elend! Von Elend flutet unter diesen trockenen Zahlen! Dunderntausende von Menschen sind in überfüllten Räumen um das Glück gesunden Familienlebens gebracht.

Das Ideal eines Wohnhauses ist das Einzelhaus mit einem Garten, wie man es auf dem Dorfe meistens findet. Wer in einem solchen Hause groß geworden ist, spürt den Unterschied des Vaterhauses zeit lebens. Hier sind die Bedingungen zu gesunder, sittlicher Erziehung erfüllt. Die Kinder stehen nicht wie in Mietskasernen frühzeitig dahin, sondern werden kräftig und stark heran. Und in der Gefahr, wenn es gilt, das Vater-

land zu verteidigen, wissen sie, daß sie für die Heimat kämpfen, in der sie geboren und an welcher ihre Seele hängt. Losgelöst jedoch von der Mutter Erde, verliert jedes Volk sein höchstes Gut, den Ursprung seines Wesens. Heimatlos, wurzellos entartet es und geht zugrunde.

In Stadt und Städtchen gibt's viel zu beschönigen, deshalb verlegt man sich mehr auf den Schein als auf das Sein; auf dem Land ist's umgekehrt. Je mehr den Städtern über Körperpflege gepredigt und Körperlichkeit gezeigt wird, desto unschöner wird das schöne Geschlecht. Blühend junge, schöne Leute sind in der Stadt die Minderheit, weil es bereits soweit gekommen ist, daß man ein Räsgefißt für schöner hält als rote Backen. Es geht der Stadtjugend vielfach wie den Blumen um die Stadt: Raun sind die Knospen erblüht, so werden sie gepflückt, und wenn der Frühling des Lebens, der Liebes-Mai da ist, sind sie schon verwelkt, vernascht, zerzaust. So lange „man sich noch nicht hat“ wird gebuhlt, geziert, geduftet und schön getanzt mit allen weiblichen Zinessen, um nachher, wenn man den Vogel im Garn hat, den traurigen Gegensatz zwischen schöner Schale und leerem Kern um so augenscheinlicher zu machen. Und so eine Puppe, so ein Pierpsau will eine Dame sein! Im kleinen, stillen Bergdörfchen ist das Kindesgemüt ein jungfräulicher Boden, der noch nicht getragen hat, und in den man nur guten Samen zu säen braucht, um Freude am Blühen und Früchten zu haben. In der Stadt dagegen schlägt der Straßenlärm das Innenleben tot, und wenn die Kleinen schulpflichtig werden, sind sie vielfach so voll Bosheit, Unart und Niederlichkeit, daß wenig Gutes mehr Platz hat. Ihre Geistesempfangnisfläche ist zertrampelt wie das Straßenpflaster; der geistige Fruchtnoten häufig wurmfressig. Trotzdem gibt's Herren und Damen, während man auf dem Lande Männer und Frauen hat.

Je größer die Stadt, desto kleiner die Leute, und je kleiner das Dörfchen, desto mehr kommt der Einzelne zur Geltung.

Die städtischen Armenunterstützungen sind vielfach etwas, das Gut's will und Böses schafft. Während Gebethilfen in unrechten Händen zu einer Verminderung der Arbeitsfreudigkeit und des Pflichtgefühls führen, weckt die ländliche Arbeit Freude am Säen und Ernten, am Pflegen und Sorgen, Helfen und Verwalten und das Vertrauen auf eigene Kraft.

Der Ackerbau ist eine ausgezeichnete Schule der Religiosität durch die stete Verknüpfung der Menschenarbeit mit den ewigen Ordnungen in der Natur, die freilich auch einmal ihre Gaben dem Menschen verweigert,



wenn er sich ehrlich geplagt hat, die aber doch in der Regel die treue Hingabe an die Arbeit angemessen lohnt und so wesentliche Seiten der Religiosität dem Menschen immer wieder zum Bewußtsein bringt: die Abhängigkeit von einer höheren Macht, zu der er sich vertrauensvoll als Kind gestellt weiß.

Daß bei den Armenunterstützungen Absicht und Wirkung oft einander nicht entsprechen, ist schon gesagt, hinzuweisen ist noch auf das Wohlwollen, mit welchem die Gaben gegeben und auf die Abneigung und undankbare Gesinnung, mit welcher sie aufgenommen werden. Kinder und Familien, denen alles, was zum Unterrichtsbetrieb nötig ist, von der Stadt angeschafft wird, sind von vornherein wirtschaftsmoralisch verdorben, weil sich von Kindesbeinen an die Meinung in ihnen festsetzt, man habe Anspruch auf Werte und Güter, ohne zuvor dafür gearbeitet zu haben. Sie müssen sich nicht darum anstrengen, deswegen schätzen sie das Empfangene auch nicht.

Der Schwerpunkt der Erziehung liegt nicht in der Schule, sondern in der Familie. Viele Väter sind aber in dieser Beziehung in derselben Lage wie einer, der geben soll, was er selbst nicht hat. Ein traurig-großer Teil der Stadtjungen stammt von Eltern ab, welche selber nicht erzogen sind und denen Verständnis, Wille und Verantwortungsbewußtsein für das körperliche, geistige und moralische Wohl

ihrer Kinder abgehen. Viele möchten, können aber nicht, andere könnten und mögen nicht. Viele Stadtkinder wissen kaum, was Familienleben ist; sie werden auf die Gasse gezwungen und dort beginnt und herrscht die Erziehung durch Ungezogene. Ihrem Alter entsprechende Arbeit, das beste Erziehungsmittel, fehlt. Deshalb hat die Landwirtschaft einen viel veredelnderen Einfluß auf den Volk als Industrie und Handel.

In der Stadt gibt es viele, welche über den goldenen Mittelweg des menschlichen Daseins hinaus sind und noch mehr solche, die sich nicht zu ihm aufzuschwingen vermögen. Die Gelbnot ist es nicht, was diese Menschen so elend macht, sondern der Mangel an moralischen Gütern, an Willenskraft und Selbstzucht. Die Verbesserung ihrer äußeren Lage würde ihnen noch herzlich wenig helfen, wie die jetzigen Unruhen deutlich zeigen. Diesen sollte zuerst innerlich geholfen werden, dann ginge das Bittwort in Erfüllung: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, das wird euch das andere zufallen!

In der Einleitung wurde bemerkt, daß Klarheit aus dem Vergleich stammt. Die Wesentlichste über die verglichenen Gegenstände — Stadt und Land — dürfte in Vorstehendem flizziert sein und somit auch Klarheit darüber herrschen, was der menschlichen Natur und Stimmung zuträglich ist: Stadt oder Land.

## Allelei.

Ein Katzenheim. Die Stadt Philadelphia besitzt seit dem Jahre 1878 ein Heim für Katzen, welches von der Frauenabteilung des „Pennsylvanischen Tierschutzvereins“ mit einem Kostenaufwand von 7000 Dollars begründet ward. In dem eigens für seinen Zweck errauten und eingerichteten Hause hat ein Beamter des Vereins Wohnung, dessen Aufgabe darin besteht, ein Verforger und Pfleger aller verirrtten, herrenlosen, kranken und alten Katzen zu sein, welche ihm von mitleidigen Kindern bezw. von den Eigentümern überbracht werden. Die Katzen spielen in dem nach ihnen benannten Hause zwar die erste Rolle, indes erstreckt sich die Fürsorge auch auf Hunde und andere kleine Lieblingstiere, als Kaninchen, Papageien, Kanarienvögel usw. Damit die Schutzbefohlenen nicht voreinander geraten oder der eine Teil gar den anderen würgt und verspeist, sind Vorkehrungen getroffen, jede Gattung sorgfältig auseinander zu halten. Auch die kranken und die gesunden Tiere sondert man voneinander ab. Die Besten bleiben in dem „Heim“, bis sich ein gutes Unterkommen für sie gefunden, die ersteren versucht man zu heilen und erweist sich dies als

unausführbar, so werden sie schmerzlos getötet. Im verflossenen Jahre sind zweitausend Katzen, tausend Hunde und fünfhundert andere Tiere aus Philadelphia zu Philadelphia aufgenommen worden.

Das Tabak schnupfen. Wie das Rauchen, so ist das Schnupfen in früheren Zeiten verfolgt und bestraft. Wurde jenes in dem Prozesse von Walter Raleigh diesem übel angerechnet, so ist Urban III. sogar den Bannfluch auf das Schnupfen. Einige Fürsten wollten dem Schnupfen sogar die Nase abschneiden, doch erreichten sie diesen Zweck nicht, sie rotteten das Schnupfen nicht ab. Unter Ludwig XIII. von Frankreich wurde schon zum allgemeinen Bedürfnisse, dem schönen Damen fröhnten. So schnupfte die Königin von Preußen, Sophie Charlotte, hannoversche Prinzessin und ihrer ungewöhnlichen Bildung wegen die philosophische Königin genannt außerordentlich gern. Zu den großen Schnupfzählern Prinz Eugen, der edle Ritter, dessen stets einer Taube glücklich, und Friedrich II. von Preußen, der auch die größte und kostbarste Sammlung besaß.





# Der Schneider von Borberg.

Verse von Anton Sack, Schattenrisse von Doris Buscher. (Nachdruck verboten.)



Es hielt der Feind umschlossen  
Das Städtlein unverdrossen  
Und fester als ein Eisenring.  
Wir harren aus in Ehren,  
Es kam ja nimmer wahren  
So lang, als wie's bis dato ging."

Alle: Ein grimmer Feind lag draußen.

Und drinnen in der Mauer,  
Da herrschte Not und Trauer,  
Hat jeder Bissen Brot gefehlt.  
Und gleich wie Winterfliegen  
Sah hocken man und liegen  
Die Leut vor Hunger fast entseelt.

Alle: Ein grimmer Feind tat draußen  
Und Hunger drinnen haufen.



Da sprach nun so ein Schneider —  
Es war ein mordsgefescheiter —:  
„In mir sichts lecker Waagemut;

Ich will die Feinde schlagen,  
Ich werde sie verjagen.  
Was lacht ihr? — Ha, das wär nicht gut!"

Alle: Ein grimmer Feind tat draußen  
Und Hunger drinnen haufen.  
Und drauf am andern Morgen?



Da tanzte auf der Mauer  
Ein Bock — hopp hopp — ein schlauer.  
Hei, wie fein medernd Lachen klang!  
Er trug ein feistes Bäuchlein,  
Es funkelten sein' Auglein,  
Mausfrecte er die Zunge lang.

Alle: Ein grimmer Feind tat draußen  
Und Hunger drinnen haufen.  
Und drauf am andern Morgen  
Aus waren alle Sorgen.



„Da kann man lang noch hungern,  
Die sind nicht aus uhungern“,



So sprach der Feind. „O nein! O nein,  
Da ist nichts mehr zu machen,  
Das sind halt mal so Sachen;  
Wir ziehn am besten wieder heim!“

Alle: Ein grimmer Feind tat draussen  
Und Hunger drinnen hausen.  
Und drauf am andern Morgen  
Aus waren alle Sorgen.  
Der Feind der zog von dannen.

Da sprach der Bürgermeister:  
Lebt auf, ihr Lebensgeister!  
Legt an den besten Buz und Rock!  
Wir mußten lange schmachten  
Und haben nun zum Schlachten.  
Bohnglück!, noch einen Ziegenbock.“

Alle: Ein grimmer Feind tat draussen  
Und Hunger drinnen hausen.  
Und drauf am andern Morgen  
Aus waren alle Sorgen.  
Der Feind der zog von dannen  
Und Tanz und Lust begannen.



Wie sie den Bock woll'n stechen,  
Da hub er an zu sprechen  
Und redet wie ein Mensch fürwahr:  
„Ihr undantbaren Bürger,

Ihr Mörder und Erwürger,  
Ihr bringt mich gar in Lebensgefahr!“

Alle: Ein grimmer Feind tat draussen  
Und Hunger drinnen hausen.  
Und drauf am andern Morgen  
Aus waren alle Sorgen.  
Der Feind der zog von dannen  
Und Tanz und Lust begannen.  
Und was begab sich weiter?

Man lächelt leis und sachte,  
Man lachte, daß es krachte,  
Man lachte sich schier krank und krumm,  
Als man den Bauch aufschlitzte  
Und der verschmutzte, schmutzte,  
Der Schneider stand vor'm Publikum.

Alle: Ein grimmer Feind tat draussen  
Und Hunger drinnen hausen.  
Und drauf am andern Morgen  
Aus waren alle Sorgen.  
Der Feind der zog von dannen,  
Und Tanz und Lust begannen.  
Und was begab sich weiter?  
Es wurde alles heiter,  
Und schuld dran war ein Schneider,  
Doch nur — ein mordgescheiter!



### Nützliches aus der Landwirtschaft.

Pferde- oder Ochsenhaltung. Die Frage, ob es rentabler sei, Pferde oder Ochsen zu halten, wird öfters aufgeworfen und ungleich beantwortet. Die Beantwortung hängt nicht bloß von der Größe des Gutes und dem Wirtschaftssysteme ab; es kommen noch andere Umstände in Betracht. Auf ebenem Lande, bei starker Zerstückelung des Gutes, großer Entfernung der einzelnen Grundstücke vom Hofe und Gelegenheit zu Nebenverdienst ist die Pferdehaltung gerechtfertigt. Pferde müssen beständig und ineinandergerechnet lohnende Beschäftigung haben. Trifft dies nicht zu, so ist Ochsenhaltung vorzuziehen. Bei Pferden hat man mit einer starken Wertverminderung zu rechnen, während bei Ochsen eher eine Wertvermehrung eintritt.

Das Bügelreihen. Das Reizen an den Bügeln bei vielen Fuhrleuten schon zur Gewohnheit

geworden. Es sieht harmloser aus, als das sonst beliebte Prügeln, aber für die Pferde bedeutet das Bügelreizen eine noch ungleich größere Quälerei. Man soll nur darauf achten, wie oft nach solcher gewaltsamen und plötzlichen Zerrung des Pferdemautes blutige Spuren an den Rippenwinkeln zu sehen sind. Man denke sich die Empfindung, die uns Menschen selber bereitet sein würde, wenn wir eine eiserne Gebißstange im Munde hätten, und mittels dieser ruckweise die Rippen noch hintenzu gedehnt und gequetscht oder gar seitwärts hin und her gesägt würden, und dies nicht vorübergehend einmal, sondern täglich hundertmal und jeden neuen Tag immer wieder.





# Die Herstellung von Obstwein.

Von G. S. Arff.

Infolge der hohen Traubenwein-Preise ist die Aufmerksamkeit der Bevölkerung wieder mehr denn je auf die Obstweine gelenkt worden. Man denen, die einen Obstgarten ihr eigen nennen, mag dies ein Antrieb sein, sich, was die Weinversorgung anbetrifft, unabhängig vom Verkäufer zu machen und sich sein Hauserrant selbst herzustellen.

Der Hauptunterschied zwischen Obst- und Traubenwein besteht in dem verschiedenen Säuregehalt der verarbeiteten Früchte. Während bei guten Weinbeeren der Säuregehalt so gering ist, daß der daraus hergestellte Wein eines Zusatzes weder an Wasser noch an Zucker bedarf, müssen die Obstjäfte alle entsäuert werden. Ausgenommen sind nur der Apfel- und der Birnenwein. Diese beiden weine stehen deshalb den Traubenweinen am nächsten. Das Entsäuern geschieht am einfachsten durch Zusetzen von Wasser. Die Menge des beizugebenden Wassers richtet sich nach der Höhe des Säuregehalts der Beeren. Je mehr Säure, desto mehr Wasser, je geringer die Säure, desto weniger Wasser ist zu nehmen. Dieser Grundsatz muß vor allen Dingen bestritten werden. Sonst könnte vielleicht jemand in den Gedanken kommen, nur ja recht viel Wasser zuzusetzen, damit es später recht viel sein gebe. Aber das wäre eine falsche Sparlichkeit, denn ein allzu stark verdünnter Wein würde sich nicht halten, und mit dem Wasser wären auch die wertvollen Stoffe verloren, die an ihm beigemischt hat. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß wir durch die Beigabe des Wassers auch den Zuckergehalt des Obstsaftes vermindern. Aus dem Zucker entsteht der Alkohol, der dem Weine die Haltbarkeit verleiht. Durch den Wasserzusatzen wird der Zuckergehalt der Beeren abgeschwächt. Hieraus folgt, daß man einem Obstweine nicht mehr Wasser zusetzen darf, als zur Herabsetzung der Säure etwa 0,5 bis 0,7 Prozent erforderlich ist. Das Richtige wäre es, wenn man von jedem Obstsaft, den man zu Wein verarbeiten will, zunächst in einer Apotheke oder Drogerhandlung den Säuregehalt feststellen ließe. Das Nache dieses Betrages ergibt dann die Menge, auf die ein Liter Saft durch Wasserzusatzen zu verdünnen ist. Angenommen, der Säuregehalt beträgt 2,2 Prozent, so muß das Liter Saft durch Wasserzusatzen auf  $2,2 \times 1,7 = 3,74$  Liter Wasser hinzuzufügen. Beträgt der Säuregehalt 1,3, so ist auf 1 Liter Saft ein

Wasserzusatzen von  $(1,3 \times 1,7) = 2,21$  Liter erforderlich. Im allgemeinen genügt es auch, unter der Voraussetzung, daß man nur gut ausgereifte Früchte verwendet, wenn man seiner Berechnung einen mittleren Säuregehalt zugrunde legt. Dieser beträgt für Johannisbeeren 2 Prozent, für Stachelbeeren 1,4 Prozent, für Heidelbeeren 1,7 Prozent, für Äpfel 0,8 Prozent, für Birnen 0,3 Prozent. Wir haben also auf 1 Liter Johannisbeersaft  $(1,7 \times 2) = 3,4$  Liter Wasser zuzusetzen. Dem Stachelbeersaft sind 1,4 Liter, dem Heidelbeersaft 1,9 Liter Wasser auf das Liter Saft zuzufügen. Der Apfel- und der Birnenmost erhalten überhaupt keinen Wasserzusatzen.

Der Verlust an Fruchtzucker, der durch die Wasserbeigabe entsteht, muß durch Hinzufügung anderen Zuckers wieder ausgeglichen werden. Nun ist ja Zucker jetzt ein schwer zu beschaffender Gegenstand. Gerade die Zuckerknappheit war ja der Grund, weshalb man namentlich im vergangenen Jahre von der Bereitung der Beerentweine abriet. Wenn man sich aber zur Regel macht, nur gut ausgereifte Früchte zu verwenden, und wenn man von der Herstellung stark gezuckerter Bistortweine absieht, so dürfte die Beschaffung des für eine geringe Obstweinemenge erforderlichen Zuckers auch heute noch nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen.

Ich möchte nun die Bereitung eines Obstweines, wie sie sich in der Wirklichkeit zu gestalten hat, an einem Beispiele veranschaulichen. Es handelt sich um die Herstellung von 33 Liter Johannisbeerwein. Ein gutes, sauberes Faß oder ein Glasballon von entsprechender Größe ist beschafft worden. Wir gebrauchen 11 Kilogramm gut ausgereifter Früchte. Um eine schöne rote Farbe zu erzielen, kann statt der roten oder gelben 1 Kilogramm schwarzer Johannisbeeren genommen werden. Die Beeren werden von den Stielen gepflückt und gelangen in die Obstmühle. In der Obstmühle werden die Beeren zerquetscht. Der Saft tropft durch ein in der Mühle befindliches Sieb in ein untergestelltes Gefäß. Dieses dient zugleich als Maß. Wir werden aus den Beeren etwa 8 Liter Saft erhalten. Ein Teil des Saftes steckt noch in den ausgeschiedenen Schalen und Kernen, den Trestern.

Wir können also ruhig bei der Bemessung der Wassermenge einen Bestand von 9 Liter als Grundlage nehmen. Demnach beträgt der Wasserzusatzen  $9 \times 2,4 = 21,6$  Liter. An Zucker



sind 5-6 Kilogramm erforderlich. Der Zucker wird in dem dritten Teile der Wassermenge, wenn nötig, warm gelöst.

Nach dem Auflösen muß das Zuckervermisch zum Erkalten beiseite gestellt werden. Es darf niemals dem Saft warm beigegeben werden. Das noch übrige Wasser benutzen wir zum Auslaugen der Trester. Die meist fest zusammengebackenen Trester werden auseinandergebrochen und mit Wasser übergossen. Die Trester werden oft umgerührt und mit den Händen durchknetet. Wenn das Wasser eine bläulichrote Farbe zeigt, so wird es durch eine Seihe abgeseigt und kommt in das Gärfaß. Wieder und wieder werden die Trester mit Wasser übergossen, bis dieses endlich völlig klar bleibt. Die abgeseigte Zuckermischung wird schon vor dem letzten Ablaufwasser in das Faß gegossen, weil sonst leicht der Fall eintreten könnte, daß man sie nicht vollständig hineinbekommt. Die Flüssigkeit darf nicht bis dicht an das Spundloch reichen. Es muß vielmehr noch ein handbreiter Spielraum bleiben.

Darauf wird das Faß in den Lagerraum, am besten in den Keller gebracht und etwa vierzehn Tage lang sich selbst überlassen. Das Spundloch bleibt offen. Allenfalls überdeckt man es mit einem sauberen Leinwandlappen. Schon am nächsten Tage werden wir bemerken, wie es in dem Faße brodelnd und zischt. Die Gärung ist in vollem Gange. Etwa übersprudelnde Bestandteile werden beseitigt, sonst aber läßt man alles möglichst unberührt.

Nach etwa zwei Wochen läßt die stürmische Gärung nach. Die Flüssigkeit beruhigt sich. Jetzt ist es an der Zeit, den Gärspund aufzubringen. Er besteht aus einem durchbohrten Holzstopfen, in den ein rechtwinklig gebogenes Glasröhrchen genau eingepaßt ist. Über das herausstehende Winkelende des Glasröhrchens ist ein Stückchen Gummischlauch gezogen. Das freie Ende des Schlauches taucht in ein Gefäß mit Wasser. Durch den Gärspund wird das Eindringen der äußeren Luft und der darin enthaltenen Fäulniskeime verhütet. Wohl aber können die bei der Gärung entstehenden Gase durch das Wasser entweichen.

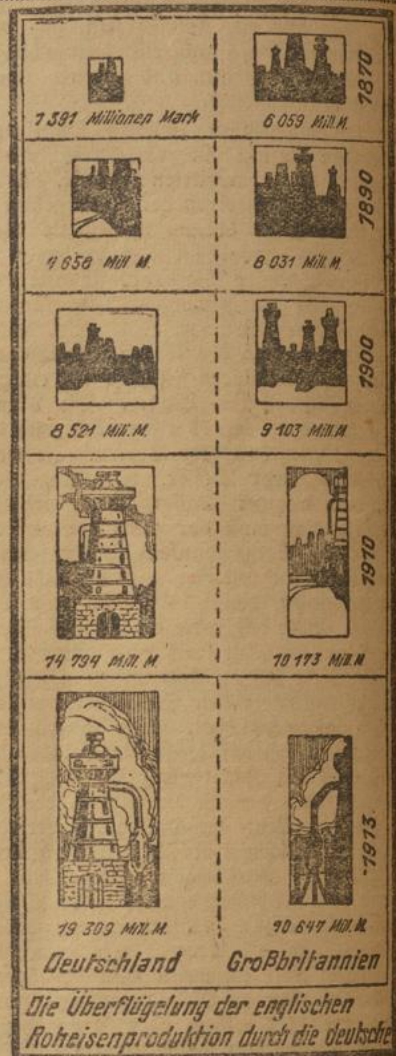
Man hat nur dafür zu sorgen, daß sich das in dem Spundloche befindliche Ende des Glasröhrchens nicht etwa verstopft, weil sonst die Entweichung der Gase auf diesem Wege unmöglich wäre und diese sich gewaltsam einen Ausweg suchen würden.

Nach etwa sechs Wochen ist die Gärung beendet.

Der Wein beginnt sich zu klären. Der trübe Befehlschlamm senkt sich zu Boden.

Gegen den Herbst zieht man dann den klaren Wein vorsichtig von der Hefe ab und bringt ihn in ein kleineres Faßchen. Darin bleibt er liegen bis zur Weihnachtszeit.

Dann wird er auf Flaschen gezogen. Die Flaschen werden stehend aufbewahrt.



### Humoristisches.

Die unerschöpfliche Milchquelle der Stadtfraulein: „Es ist wirklich staunenswert, wie viel Milch so ein Tier gibt! Ich habe jetzt gerade bemerkt, in fünf Minuten beinahe einen Liter, das macht also ungefähr 150 Liter pro Tag; das die Nacht noch nicht einmal gerechnet!